

7395

Schriften zu Deutschlands Erneuerung
Lese- und Arbeitsbogen für den Unterrichtsgebrauch
Begründet von der Kreisverwaltung Breslau des NSLB.

Nr. 71

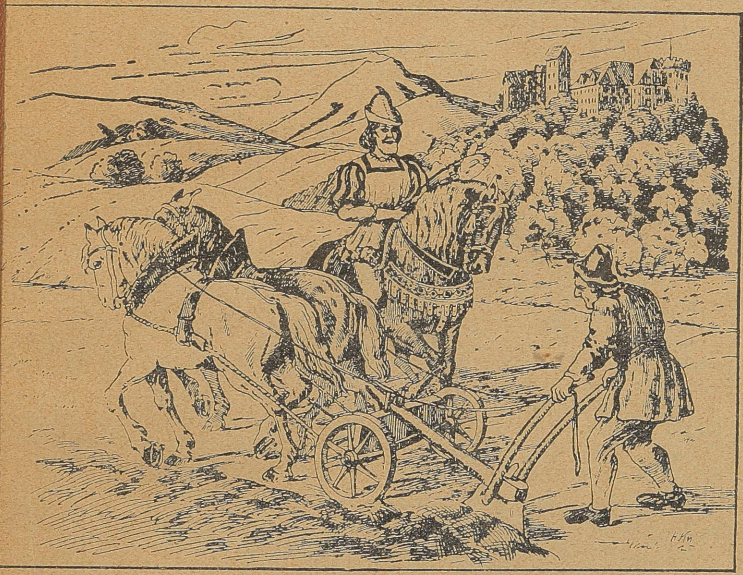
Das deutsche Bauerntum

I. Teil:*)

Bilder aus der Geschichte des deutschen Bauern

von Klemens Lorenz

4. Auflage



Bauer bei der Fronarbeit. (15. Jahrh.)

*) Es sind noch erschienen:

II. Teil: Das Reichserbhofgesetz. (Nr. 72.)

III. Teil: Das bäuerliche Siedlungsweisen im Dritten Reich. (Nr. 73.)

g von Heinrich Handel, Breslau 1

Mk 43/4

- 1

Leihgabe H 4106

Die Schöpfungstat des ersten Bauern.

Über die grüne Bergwiese, die mit einem Steilhange zum Flusse abfällt, zieht ruhig äsend eine kleine Herde Rentiere und nähert sich langsam dem oberen Waldrande, wo die schmachtendsten und würzigsten Kräuter stehen.

Feierliche Stille ist ringsum, nur der Häher warnt irgendwo mit gellendem Schrei. — — —

Auf einmal wirft das Tier, das den Bäumen am nächsten ist, sichernd den Kopf hoch, verhofft noch einen Augenblick — und wendet sich zur Flucht. Zu spät. — — — Langschäftige Speere sausen aus dem dichten Unterholz und treffen es zu Tode. — — —

Ein lauter Pfiff läßt die Herde aufschrecken, und dann tauchen über am Waldsaume blondhaarige Männer auf mit Speeren, Steinkeulen und glatten Steinbeilen in den Händen und hehen schreiend und rufend das über raschte Wild talwärts. —

In Todesangst stürzen die Tiere dem schmalen Wechsel zu, der zum Wasser hinabführt. Nicht alle finden ihn. —

Ein paar Jungtiere springen blindlings über die Steinklippen in die Tiefe und bleiben mit zerschmetterten Gliedern liegen.

Die Verfolger jubeln, da gibt's ja Fleisch genug für die ewig hungrige, schweifende Horde.

Doch sieh — einer der Männer fehlt. —

Sie finden ihn mit gebrochenem Bein in den tödlichen Steinklippen. Vergebens richten sie ihn auf. Mit einem Schmerzenslaut sinkt er immer wieder zu Boden.

Da tragen sie ihn sorgsam zum Raupplatz der Horde und betten ihn auf Gras und Moos. Bald kniet das Weib, mit dem er bisher seine Beute geteilt hat, bei ihm nieder; richtet den zersplitterten Schenkelknochen einigermaßen zusammen und umwickelt ihn mit einem starken Lederriemen.

„Fürchte nichts, Lieber“, tröstet sie dabei, „du wirst nicht sterben, aber länger auf deinem Lager liegen müssen als dir lieb ist.“ — — —

Und so kommt es auch.

Das verängstigte Wild verschwindet aus der Gegend, und die Horde muß ihm folgen. Der Verunglückte kann nicht mit. Er bleibt zurück und mit ihm das treue Weib und ihre zwei halbwüchsigen Söhne.

Sie bringen ihn zu einer nahen Felshöhle und jubeln: „Siehe, hier ist trockene, warme Wohnung, wenn der weiße Winter kommt, und Wald und Strom sind nahe und werden uns ernähren.“ — — —

Tagtäglich gehen die beiden Zungen fischen und krebßen, sammeln Muscheln und Schnecken, holen von den Bäumen Vogeleier und aus dem Unterholz Kleintiere aller Art. Die Mutter aber sammelt unermüdblich Pilze, Beeren, Nüsse, Eicheln, Bucheckern und eßbare Wurzeln. Der Tisch ist überreich gedeckt. — — —

Eines Tages sieht sie die Fellsäcke nach, in denen sie ihre Habe bisher herumtrug. Da findet sie noch einige Handvoll Hirsekörner und schüttet sie in große Muscheln, die ihr als Teller dienen. Der Mann sitzt dabei und guckt zu. Da kommt ihm ein guter Gedanke. — — —

„Die paar Körnchen“, sagt er, „können uns nicht satt machen. Aber wenn man sie in die Erde streut, so fangen sie an zu wachsen und bringen soviel Frucht, daß wir genug haben.“ — — —

Da holt die Frau ihren Grabstock, kragt damit die schwarze Krume vor der Höhle notdürftig auf und streut die Hirse hinein. Bald grünt die junge Saat und um sie vor Wildfraß zu schützen, flechten sie gemeinschaftlich einen Hutenzaun um das kleine Feld. — — —

Dieser unbekannte Jäger, der als erster der Menschen Frucht aussäte und geduldig auf ihr Reifen wartete, war der erste Bauer. Er hat für die Entwicklung der Menschheit unbewußt mehr getan, als viele stolze Kaiser und Könige. Wer säen und ernten will, muß das Wandern aufgeben und auf seiner Scholle bleiben. Aus der Eßhaftigkeit aber entwickelten sich ganz neue Lebensmöglichkeiten.

Die beiden Knaben des ersten Bauern wuchsen zu Männern heran und fanden bald Frauen. Nun reichte der Platz in der Wohnhöhle nicht mehr aus. Auch lagen die Acker der jungen Paare weiter weg: Felslöcher gab es dort nicht. So lernten sie aus der Not heraus andere Unterkunft schaffen. Der eine hob neben seinem Felde eine kellerartige Grube aus und überdachte sie mit einer Kuppel aus Rohr und Schilf. Der andere schlug starke Eispfosten in die Erde und wand die Zwischenfüllungen aus bieglamem Strauchwerk. Noch piff der Wind durch die lustige Behausung. Darum verstärkte er das Wandgeslecht durch dicken Lehmbeleg. Nun saß er mit Frau und Kindern vergnüglich in seiner Hütte, wenn draußen kalter Regen die Erde peitschte. Als gar vom niederen Steinherd die erste Flamme leuchtend und wärmend aufzuckte, da wurde die Hütte zum glückhaften Heiligtum für diese einfachen Menschen. Der Zauber eigener Häuslichkeit begann zu wirken und milderte die alten, wüsten Sitten. Eltern und Kinder schmolzen nun erst zur echten Familiengemeinschaft zusammen und teilten miteinander und mit ihren Nachbarn Glück und Leid und Arbeit. Bald schloß sich ein Dornenzaum um jedes Haus und sagte dem Fremden: „Dies ist mein Heim und Eigentum, du hast hier kein Recht und keine Gewalt.“

Aus dem Getier des Waldes und Feldes warb sich der Bauer treue Freunde und Helfer. Er zähmte Hunde, Schafe, Schweine, Rinder und baute diesen nützlichen Genossen Stall und Krippe. So wurden langsam Hof und Herd und Pflugland zum Mittelpunkt der bäuerlichen Welt. —

Wir wissen nicht, wann dies alles geschah, doch mag es wohl 6—8000 Jahre her sein. Es wurden auch nicht etwa über Nacht alle schweifenden Jäger und Sammler zu sesshaften Leuten, sondern es mag wiederum Tausende von Jahren gedauert haben, bis im deutschen Wohnraum nur noch Bauern und Viehzüchter lebten. — — —

Germanische Bauern.

1. Volk und Sippe. Das meerumbräunte Nordland ist die Wiege unserer Ahnen. Wegen Mangel an Pflugland aber wanderten große Volksteile schon frühzeitig nach dem Süden. Zur Zeit von Christi Geburt erfüllten germanische Bauernstämme bereits das ungeheure Gebiet von den Alpen bis zum Meere, von der Maas bis zum fernen Don. Doch gab es kein geeintes Riesenreich. Die vielen Völkerschaften waren nur durch Blut, Sprache, Recht und Sitte lose miteinander verbunden. Alles besetzte Land gehörte der Allgemeinheit. Die Gaugenossenschaften verteilten es unter die Freien. Die Germanenbauern wohnten in Dörfern zusammen, doch lagen die einzelnen Höfe weit zerstreut an einem Quell, auf einer Au, in einem schattigen Hain. Die Blutsverwandten hielten nachbarlich zusammen und bildeten eine Gemeinschaft, die man Sippe nannte. Sie allein verhalf zur Geltung und zu stolzer Sicherheit für Leben und Habe. Der einzelne war nichts. Dem gesippten Manne aber sprangen seine Angehörigen bei in Not und Unglück, vertraten ihn vor Gericht und rächten jede Unbill, die ihm angetan wurde. Geborener Führer aller Blutsverwandten war der Sippenälteste. Er brachte ohne Beihilfe eines Priesters die vorgeschriebenen Opfer dar und schritt auch seinen Mannen in der Schlacht voran. Schulter an Schulter standen da Väter und Söhne, Brüder und Vettern dem Feinde gegenüber und wetteiferten miteinander an Heldenmut und Tapferkeit. Auf eigenem, freien Hof saß jeder Bauer wie ein kleiner König. Schnelle Rosse und zahlreiche Rinderherden waren sein Reichthum. Stolz schritt er hinter seinem Stiergespann durch die frischen Furchen und hielt mit starker Hand den Eisenspflug. Niemand baute mehr Getreide als er für Aussaat und Brot brauchte. So blieb dem Herren Zeit und Muße für Jagd und Fischfang. Wald, Wasser und Weide waren Allgemein- gut (Allmende) und standen jedem Freien zur Nutzung offen.

2. Bauernkrieger. Waffendienst war dem Germanen Ehrensache. Nie sah man einen Freien ohne Schwert, Speer und Schild. Erst die feierliche Ungürtung mit dem Schwerte machte den Jüngling zum Manne. Nur bei den wehrfähigen Männern, die sich im Thing versammelten, lag die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Gewalt, Gesetze zu geben und Recht und Urteil zu sprechen. Wenn es zum Kampfe ging, hob man den Tapfersten als Führer oder Herzog auf den Schild. Diesem freudig zu gehorchen, Mühe und Gefahr mit ihm zu teilen, ja opfermutig für ihn zu sterben, galt als höchste Ehre und selbstverständliche Gefolgschaftspflicht. Die Freibauern waren die Grundlage jedes germanischen Staates; denn sie stellten seine Ernährung sicher und verteidigten als „Heerbann“ Hof und Heimat.

3. Odalshöfe. Die freien Bauern glaubten, daß sie von den Göttern abstammten. Ihre Höfe waren Odale, d. h. freie Güter, die sich vom Ahn auf die folgenden Geschlechter vererben mußten. Die Menschen mochten sterben, die Bauernhöfe aber sollten ewig dauern. So wurde die altersgraue Halle der Väter, die schweißbetaute Flur, zur heiligen Heimat, an der jedwedes Herz mit Liebe hing. Man glaubte, daß die Seelen längst verstorbener Ahnen gern an die vertraute Stätte zurückkehrten, aus unsichtbarer Nähe mitwirkten und schafften und mit Anteilnahme in den Lebenskreis der Ihrigen hineinsahen. Am Herdfeuer und im Dachgebälk wohnten nach altem Glauben glückbringende Hausgeister. Darum schleppten die Kimbern und Teutonen auf ihren Ochsenkarren Pfosten und Türbögen der verlassenen Hallen mit nach Süden. So wanderten die guten Schutzgeister der Familie mit zur Fremde.

4. Religiöse Vorstellungen. Der freie Germanenbauer sah in Wodan, Thor und anderen Stammesgöttern eigentlich nur Menschen, ausgestattet mit überirdischer Kraft und Macht, aber doch auch behaftet mit irdischen Schwächen. Darum diente er ihnen nicht mit Furcht und Zittern, sondern bot ihnen freimütig die Freundeshand. Er schlachtet ihnen Dank- und Siegesopfer, erforscht ihren Willen und die Zukunft, erhofft aber dafür auch Hilfe und Segen als selbstverständliche Gegengabe. Von der innigen Naturverbundenheit unserer Väter zeugt es, daß sie Feld und Wald, Luft und Erde, Quelle und Strom mit Elfen, Alben, Riesen, Zwergen und Nixen bevölkerten, ja selbst in jedem Baum ein fühlend Wesen ahnten, das man nicht ohne Schuld vernichten konnte. An diese bunte Märchen- und Fabelwelt erinnern noch Sang und Sage, Sitten und Gebräuche, die bis heut im Bauernvolk lebendig geblieben sind.

5. Familienleben. Der Germanenbauer lebte in strenger Eiche. Die Gattin war seine Genossin bei jeder Arbeit und Gefahr, immer bereit, mit ihrem Manne gleiches im Kriege, gleiches im Frieden zu tragen und zu wagen. Mit heimlicher Ehrfurcht blickte der Bauer zu seinem Weibe auf. Opfermutig zog jede Mutter eine vielköpfige Schar von Buben und Mädchen auf. Kinderlosigkeit galt als Schande. Bei einfacher Nahrung und in harter Zucht wuchs die Jugend heran zu dem Gliederbau und der Riesengestalt, von der die Römer staunend berichten. Noch strömte ja das Blut nordischer Ahnen so rein und unvermischt in den Adern dieser kraftvollen Bauernsippen, daß kein Volk der Erde ihnen in ihrer blonden Schönheit glich. Sie verdankten diesen Vorzug ihrer festen Verwurzelung mit dem Boden und ihrer tiefen Verbundenheit mit der ewig jungen Natur.

6. Kultur. Die Germanenbauern waren keine fellbehangenen Wilden, sondern trugen lederne Bundschuhe, enganliegende Leinenhosen, über dem Hemd ein meist ärmelloses Wams und dazu einen Mantel, der oft mit kostbarem Pelzwerk besetzt war. Von ihrer sorgfältigen Körperpflege zeugen Kämme, Scheren, Rasiermesser, Nagelkeilen usw., die man fast in jedem Germanengrab findet. Schon seit der Bronzezeit arbeitete der germanische Feldbauer mit Pflug und Sichel. Fleißige Frauenhände spannen und webten mit Spindel und Wirtel an den Woll- und Leinengewändern der Hausgenossen. Die rechteckigen hölzernen Pfostenhäuser unterschieden sich in Einrichtung und Ausstattung kaum von einer schlichten Bauernstube unserer Zeit. In Schmuck und Zierat, Holzschnitzerei, Töpferei und Schmiedekunst zeigten einheimische Meister guten Geschmack und staunenswerte Erfindungskraft. Diese unverbildeten Naturmenschen verachteten römische Uppigkeit und Pracht als weichlich und weiblich.

Der Untergang der freien Stedinger.

Es ist Urbanstag 1234.

Vom Dom und allen Türmen Bremens schallt feierliches Glockengeläut. Die sonst so stille Stadt gleicht einem wimmelnden Ameisenhaufen. Neben ehrbaren Bürgern, die mit ernster Würde ihrem Kirchenstuhl zuzustreben, drängen sich in den engen Straßen Ritter und Reifige, Knappen und Knechte zu Roß und zu Fuß. Die Sonne spiegelt sich in blitzenden Harnischen und funkelnden Waffen. Wappengezierte Banner und bunte Fähnlein flattern fröhlich im Frühlingswind.

Erzbischof Gerhard von Bremen hält Heerschau über die Scharen, die seinem Rufe zum Kreuzzuge gefolgt sind. Tapfere Kämpen darf er da begrüßen, vor allem Grafen Heinrich von Oldenburg, Grafen Ludwig von Ravensberg, Grafen Florentin von Holland, den von Geldern, den Herzog Heinrich von Brabant, Wolf von Berg, Wilhelm von Jülich, Dietrich von Kleve und streitbare Herren und Ritter genug aus fernen Landen.

Nicht gegen die Heiden hat Erzbischof Gerhard dieses Heer zusammengebracht, sondern gegen das stolze Bauernvolk der Stedinger. Dessen Wohngebiete sind die Marschniederungen zu beiden Seiten der Unterweser und am Einfluß der Hunte. Vor kaum 100 Jahren haben Siedler aus Friesland und Altsachsen hier Sumpf, Röhricht und Moor durch unendlichen Fleiß zu wohnbaren Stätten umgewandelt. Starke, hohe Deiche und Dämme sichern nun Acker und Weiden gegen zerstörende Wasserfluten, und in den Dörfern der Stedinger herrscht Wohlhabenheit, ja Reichtum. Im stolzen Bewußtsein einer selbstgeschaffenen Heimat, erfüllt von geradezu altgermanischem Freiheitsgefühl sitzen hier die Bauern auf ihren Höfen wie kleine Könige, während im übrigen Deutschland die alten Volfreien fast überall in Abhängigkeit von weltlichen und geistlichen Gutsherren geraten sind.

Bald aber lockt der Reichtum der Wesermarschen benachbarte Fürsten zum Angriff auf die Freiheit der Stedinger. Die sind auf ihrer Haut. Zwei Burgen, die Graf Otto von Oldenburg an ihren Grenzen baut, werden gebrochen, die Besatzung erschlagen. Schlimmer wird es, als Gerhard, Edelherr von Lippe, zum Erzbischof von Bremen ernannt wird. Dieser Kirchenfürst ist in ewiger Geldverlegenheit. Darum fordert er von den freien Weserbauern Zins und Zehnt. Die denken nicht daran, diese verhassten Abgaben zu leisten, und als Gerhard ein

Heer gegen sie rüstet, schlagen sie dies am Weihnachtsabend 1229. Selbst des Erzbischofs Bruder ist unter den Gefallenen.

Voll Empörung darüber holt der Kirchenfürst zu einem vernichtenden Schläge aus. Er verklagt die Stedinger, die noch viel altgermanisch Brauchtum üben, als Ketzer in Rom. Der übel unterrichtete Papst läßt darauf das Kreuz gegen die Bauern predigen. Die lassen sich nicht schrecken und schützen nur ihre Südgrenze durch Wall und Graben gegen plötzliche Ueberrumpfung. Dreimal gelingt es ihrer wilden Tapferkeit, anrückende Kreuzheere zu schlagen. Aber nun mustert der Erzbischof das vierte Heer, und das ist 40 000 Mann stark und von Siegeszuversicht befeelt. — —

Volke von Bardenfleet, Thammo von Hunthorpe und Detmar von Dieke sind die bewährten Anführer der Stedinger. Sie können dem Feinde kaum 4000 Kämpfer entgegenstellen. Die Masse ihrer Streiter trägt nur das kurze Schwert und den langen Knotenspieß; ein Lederschild schützt allein den Körper. So leicht gewappnet, wollen sie sich den gepanzerten Rittern entgegenwerfen. — —

Am Morgen des 27. Mai 1234 rückt das Kreuzheer gegen die Stedinger aus. Begleitet von Mönchen und Geistlichen mit Fahnen und hochragenden Kreuzen ziehen die Scharen nordwärts. Mit Hilfe einer Schiffbrücke umgehen sie die Befestigungen der Bauern und stehen unerwartet auf der weiten Ebene vor dem Dorfe Altenesch.

Die Stedinger wissen, daß ihnen nichts bleibt als Sieg oder Tod. Während sie den ersten Ansturm des Grafen Florentin von Holland abwehren, erheben die Mönche in der Ferne ihre Stimmen zu dem alten Schlachtgesänge: „Mitte in dem Leben sind wir vom Tod umfassen.“ Graf Heinrich von Oldenburg, der hoch zu Ross gegen die Bauern ansprengt, wird aus dem Sattel gehoben und erschlagen, Hunderte von Rittern und Knechten mit ihm. Die Stedinger stehen wie Mauern, aber werden allmählich von der Übermacht umzingelt. Schon sind sie vom Kampfe ermattet, da reitet Graf Dietrich von Cleve mit frischer Mannschaft gegen sie an. Das ist das Ende. Die Bauern fallen von Lanzen durchbohrt, von Rosseshufen zerstampft; nur wenige wenden sich zur Flucht. — —

Die Stedinger haben ihr Leben teuer verkauft. Die Friedhöfe der Kirchen von Warfleth, Berne und Elsfleth waren bedeckt mit den Gräbern der Edlen, die bei Altenesch erschlagen wurden.

Erzbischof Gerhard von Bremen war Sieger über die Bauern. Das arme Land mußte seine Rache fühlen. Greise, Weiber und Kinder der Stedinger wurden erbarmungslos ermordet, die Dörfer ausgeraubt und verbrannt, die zahllosen Viehherden hinweggetrieben.

Wieder war ein starkes Bollwerk bauerlicher Freiheit der Habsucht der Fürsten zum Opfer gefallen.

Das neue Deutschland hat das Mordfeld bei Altenesch zu einem Thingplatz umgestaltet und zur ewigen Erinnerung an den Todestampf der freiheitsliebenden Bauern „Stedingsehre“ getauft.

Der deutsche Bauer gewinnt das Ostland zurück.

Man schreibt das Jahr 1230.

Das deutsche Land hat seit langem tiefen Frieden, Handel und Wandel blühen, die Thüring- und Frankenbauern haben Geld im Kasten und werden reich und übermütig: Mehr als einer sucht es in Kleidung, Rüstung und Lebenshaltung den edlen Herren auf ihren Burgen gleich zu tun. Und wenn zur Fasching Flöte und Dudelsack zum Tanze auf-

spielen, dann singt und springt das leichtlebige Völkchen, als wäre die Erde kein Jammertal, sondern ein Paradies. —

Und doch gibt es auch finstere Gesichter genug unter den Zuschauern; es sind die nachgeborenen Söhne der Bauern, die nie einen Hof erben und das Mädchen an ihrer Seite nie heiraten können. Entweder bleiben sie zeitlebens Knechte bei ihrem Bruder oder sie reiten mit einem Herrn ins falsche Welschland, um dort zu sterben oder zu verderben. — —

Eines Tages aber steht ein Fremder neben ihrem Scholzen unter der Dorfklinde und spricht: „Reinhard bin ich, ein Bürger der deutschen Stadt Reisse im Schlesienslande. Bischof Thomas, mein Fürst und Herr, gab mir 50 Hufen Landes, damit ich sie mit deutschen Bauern besetze. Sieben Jahre seid ihr frei von Zins und jeder Last, dann erst gebt ihr dem Landesherrn eine leidliche Steuer. Für die erste Zeit helfe ich euch aus mit Vieh, Ackergerät, Saat- und Brotgetreide. Wer also freier Bauer auf freier Scholle werden will, der sei in drei Tagen bereit, mit mir auf die Fahrt zu gehen.“ — —

In dieser Nacht bleibt das ganze Dorf munter. Allzuviel gibt's zu bedenken und zu beraten. Die Bauern versorgen ihre Brüder, die ziehen wollen, mit Wagen, Zugvieh, Wirtschaftsgeräten und Lebensmitteln, der Pfarrer aber hat fast 40 Paare zu trauen. In einem der ersten Märztage gehen sie auf die Reise. Das Glücklein vom Kirchturm wimmert hinter ihnen her, als müßte es weinen über diesen Abschied fürs Leben. — — —

Weit und gefahrvoll ist die Reise ins ferne Schlesien. Aber eines Tages springt Reinhard, der Führer, von seinem Roß, stößt den Wolfspieß in die Erde und ruft laut und freudig: „Wir sind am Ziel.“ —

Da fallen Männer und Frauen auf die Knie und danken Gott in stillem Gebet. Dann lassen sie freudig ihre Augen über Tal und Hügel der neuen Heimat schweifen, prüfen sorgsam die braune Ackerkrume und finden sie fruchtbar und vielversprechend. — — —

Am nächsten Tage sucht Reinhard mit den Siedlern den besten Platz für das neue Dorf aus. Längs eines klaren Bächleins soll es sich hinziehen mit breitem Anger rechts und links des Wassers. Ungefähr in der Mitte wird die Stelle der zukünftigen Kirche und daneben der Hof der Pfarrwidmut vorsorglich festgelegt. Geradeüber bestimmt Reinhard den Platz für seine Erbscholtslei mit ihren 8 Hufen. Dann grenzt er jedem Siedler seine Hofstelle ab und vergißt nicht den Raum für Vorder- und Hintergarten. Das Los bestimmt eines jeden Nachbarn.

Nun wissen die Männer, wo sie hingehören und beginnen sofort eine Notwohnung zu bauen. Während die Frauen die Gärten umgraben, um Kraut, Rüben und Wurzelzeug zu pflanzen, verteilen die neuen Bauern Feld und Flur und setzen die Gemachtungsgrenzen fest. Jeder Hof erhält anschließend an seinen Hintergarten einen gleichmäßig breiten Streifen Ackers zugeteilt, der bis zur Dorfgrenze geht. Hier stehen nur vereinzelt Baumgruppen, und darum sind die ersten Beete schnell gesäubert und von Steinen und Wurzelwerk befreit. Schon zieht der Eisenpflug seine Furchen, und bald wogen Gerste- und Hafersfelder, wo vorher gewaltige Eichbäume rauschten.

In jedem Jahre trozt man dem Walde und der grünen Heide neue Ackerfelder ab, und bald läßt sich die heimische Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwange und ihrer Hutungsordnung durchführen. Die Cnterträge wachsen und werden in der nahen Stadt eingetauscht gegen die Bedürfnisse des Hauses und der Wirtschaft. An Stelle der ersten Wohnungen erheben sich nach wenig Jahren bereits feste Blockhäuser, die

gleichmäßig ihren Giebel nach der Straße kehren und in der Anordnung der Stuben und Kammern, in Schmuck und Zierde das getreue Abbild fränkischer Bauernhäuser sind. Ställe, Scheunen und Schuppen bilden ein Hofgeviert, ein überwölbtes großes Tor sperrt jeden Einblick von der Straße.

Die aufblühende Siedlung wird nach ihrem Gründer und erstem Scholzen Reinhard allgemein Reinhardsdorf genannt. Mittlerweile sind viele Tausend neue Siedler in das Reisser Land geströmt. Ein Kranz rein deutscher Dörfer umgibt bereits die feste Bischofsstadt. Deutsch sind ihre Rathsherrn, Kaufleute und Handwerker, deutsch sind die Ritter auf ihren Burgen, deutsch wird das ganze Land von den Sudetenbergen bis an die Oder.

Die einheimische Slawenbevölkerung wird weder bedrängt, noch vertrieben. Deutsche und Slawen leben friedlich nebeneinander, aber die höhere Kultur der Siedler und ihre bessere Wirtschaftsformen geben den Deutschen schnell das Übergewicht. Der armselige Kmete lernt von den Franken und Thüringern, nimmt deren Recht und Sprache an und geht schnell in ihnen auf. Nicht das scharfgefeilte Schwert, sondern das blankgeputzte Pflugeisen erobert die schlesischen Lande dem Deutschtum zurück. — — —

Der Niedergang des mittelalterlichen Bauertums.

Johannes Bohnemus Lubanus schildert die Lage des Bauernstandes um 1450 wie folgt:

„Der Bauern Häuser sind schlecht von Lehm und Holz gemacht, uff das Erdreich gefest undt mit stro gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz Roggen Brot, Haberbrei oder gekocht erbsen und linsen. Wasser und Molken ist fast nur ihr tranck. Eine Zwilchjuppe, zween Buntschuh undt ein Filzhutt ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Ihren herrn müssen sie oft das jar dienen, das Feld bauen, säen, die Frucht abschneiden undt in die Scheuer führen, Holz hauen undt gräben machen. Do ist nichts, daß das arme volk nicht tun muß. Dies mühselig Heer der Bauern ist ein seer arbeitlam volk, das jedermanns fußhaber ist undt mit Fronen, Scharwerken, zinsßen, gülten, Steuern undt zöllen hardt beschweret undt überladen.“ — Wenn die damaligen Bauern ihre Fronarbeit nicht pünktlich und schnell leisteten, wurden sie von ihrem Herren oft mit Peitschenhieben dazu angehalten (siehe Titelbild).

Bauernkrieg.

Im Jahre des Herrn 1525, am Dienstag nach Oculi, fangen die Glocken der Gemeinde Ohrenbach im Rothenburgischen plötzlich an Sturm zu läuten, als flöge der rote Hahn über die niederen Strohdächer. — —

Zu Tode erschreckt fahren die Bauern von ihrer Arbeit auf und stürzen auf die Straße. Doch da ist nichts zu spüren von Brand und Rauch, aber die beiden Dorfmeister Simon Rüssler und Wendel Hain stehen da und herufen die Männer zum eiligen Rat unter die große Linde auf dem Anger. —

Als nun alle im Ringe stehen und die Köpfe heben, um zu sehen, was es gebe, tritt ein Fremder neben ihre Vorsteher. Er trägt eine Eisenhaube, einen rostigen Brustharnisch und ein langes Schwert wie ein Landsknecht.

Mit der Hand gebietet er Ruhe und fängt an zu reden: „Liebe Brüder und Nachbarn! Einige von euch werden mich kennen, ich bin der Hans Behaimb aus Brettenbach. Dies aber habe ich euch zu sagen: Ihr wißt, das zu Wittenberg im Sachsenland ein Mönch aufgestanden ist

und mit gewaltigen Worten ein neu Evangelium predigt und sagt, daß alle Christenmenschen frei seien. Also ist es doch wider Gottes Gebot, wenn weltliche und geistliche Herren den armen Bauern so schinden und plagen und ihm seine alte Freiheit stehlen und in Knechtschaft umkehren. Und so wollen wir dies auch nicht länger dulden, sondern unser Recht mit den Waffen erkämpfen. Schon sind die Bauernschaften im Allgäu, am Bodensee, auf dem Schwarzwald und in Oberschwaben aufgestanden, haben Schwert und Harnisch angelegt und ziehen in großen Haufen gegen Burgen und Klöster, um sie zu brechen. Haben auch ihre Beschwern und Forderungen in 12 Artikel zusammengefaßt als nämlich: 1. Die Gemeinden wollen ihren Pfarrer selbst wählen. 2. Der große Zehnt wird gemindert, der kleine ganz abgeschafft. 3. Jede Art von Leibeigenschaft hört auf. 4. Der Bauer hat freies Jagd- und Fischrecht. 5. Ihm gehört wieder die Holznutzung in den alten Gemeindewäldern. 6. Es wäre gut, wenn alle Zölle und Auflagen fielen. 7. Alle Zinsen und Renten, von deren Ursprung wir nichts wissen, fallen weg. 8. Jedem Hof soll nach seinem Einkommen eine gerechte Schätzung auferlegt werden. 9. Wir fordern eine bessere Rechtsprechung. 10. Die alten Allmenden, die uns die Herren genommen, sind wieder herzustellen. 11. Der „Todfall“ ist abzuschaffen, denn es ist gegen Gottes Gebot, daß der Herr nach dem Ableben des Bauern, dessen Witwe und ihren Kindern das Ihrige raube und nehme. 12. Sollte einer dieser Artikel dem Bibelwort entgegen sein, so wollen wir nicht auf ihm bestehen. — —

Ja, liebe Brüder! Jetzt kommt die neue Zeit, und der Bauer wird Herr im Lande. Darum nehmt eilends Schwert und Spieß und zieht dem großen Haufen in Brettenbach zu Hilfe. Wer aber nicht für uns ist, dem rammt einen Pfahl vor seines Hauses Tür, und wenn er sich draußen zeigt, so sei er des Todes.“ — —

Da entsteht ein gewaltig Geschrei der Zustimmung, und die Ohrenbacher laufen nach Waffen und ziehen bald in guter Ordnung zu Fuß und Fuß mit vielen Hakenbüchsen ihren Brüdern zu. In Brettenbach wählen sie sich Hauptleute, Rotmeister und Räte und beginnen Burgen, Schlösser und Klöster zu brandschatzen, denen von Rothenburg das Vieh hinwegzutreiben und großen Mutwillen jeder Art zu üben. — —

Am Oftertage 1525 erscheint ein großer Bauernhaufe vor dem Städtchen Weinsberg. Drinnen liegt als Vogt und Artmann Graf Ludwig Helfrich von Helfenstein mit 80 Rittern, Knappen und Knechten. Die Bürger wollen das untere Tor schließen, der Graf aber läßt es nicht zu, da er Hilfe von Stuttgart erwartet.

Zwei Herolde der Bauern fordern Stadt und Schloß zur Übergabe auf. Als Antwort läßt der Helfensteiner gegen alles Kriegerrecht auf sie schießen und verwundet einen tödlich. —

Da wälzt sich der große Haufen der Bauern mit hellem Rachegeschrei den Berg hinab ins Tal.

Als die Herren die Übermacht der Feinde erkennen, werfen sie sich auf ihre Pferde und wollen durchs obere Tor flüchten. Empört über diese Feigheit verammeln aber die Bürger den Ausgang und schreien: „Wollt ihr uns allein in der Brühse stecken lassen?“ — —

Mittlerweile haben die Bauern mit Hämmern und Balken das Stadttor aufgebrochen und auch das Schloß gestürmt. Die Ritter fliehen auf eine Anhöhe, auf der ein Kirchlein steht. Die meisten werden dort erschlagen; der Helfensteiner mit 45 andern gibt sich gefangen.

Umsonst bietet er für seine Freilassung 30 000 Goldgulden. Die ergrimmtten Bauern antworten: „Und wenn du 2 Tonnen Goldes gäbst, so müßtest du doch sterben.“ — —



Am andern Tage jagen sie die gefangenen Herren durch die Spieße und als letzten vor den Augen seiner jammernden Frau auch den Grafen von Helfenstein. Ein Pfeifer spielt ihm hohnlachend zu seinem Todesgange auf. Die unglückliche Gräfin wird beraubt und auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt.

Diese Untat erregte in ganz Deutschland Entriüstung und Abscheu. Die Strafe dafür ließ auch nicht lange auf sich warten.

Die schwäbischen Herren hatten gegen die Bauern ein Landsknechtsheer aufgeboden. Dessen oberster Hauptmann, Georg Truchseß von Waldburg, überrumpelte die Bauern in Weinsberg und nahm viele gefangen, darunter auch den Pfeifer. Die Rache der Herren war furchtbar.

Der unglückliche Spielmann wurde mit langen Ketten an einen Pfahl gebunden. Dann häufte der Truchseß mit seinen Edlen eigenhändig Holzstöße rings um den Pfeifer und zündete sie an. Vom Feuer gequält, das ihm immer näher kam, sprang der Arme wie rasend im Ringe umher, schrie bald zu Gott und den Heiligen, bald zur Hölle und ihren Teufeln, fiel nieder, sprang wieder auf, sprang noch mit bloßen Knochen, als die Flammen bereits das Fleisch an den Beinen verzehrt hatten und verschied endlich ganz gebraten. Die edlen Herren aber standen dabei und wollten sich totlachen über das entsetzliche Schauspiel. — —

Die aufständischen Bauern wurden überall von den Fürsten und Herren geschlagen und zu Zehntausenden hingemerkelt. Das Feuer des Aufruhrs erstickte in Blut. Die Vergeltung war fürchterlich und grausam. Zu Hunderten wurden die Rädelsführer gehängt und enthauptet; man stach ihnen die Augen aus, durchbohrte ihnen die Wangen, zerschlugte ihnen die Zungen. Der Herzog von Sachsen ließ 1200 gefangene Empörer langsam verhungern und verdursten.

Ihre verlorene Freiheit hatten die Bauern wiedergewinnen wollen, nun sanken sie erst recht in Knechtschaft und Abhängigkeit und wurden zum einflußlosesten und verachtetsten Stande in Deutschland. — —

Bauernnot im 30 jährigen Kriege.

Auf der großen Heerstraße, die am Gebirge entlangführt, zieht ein Trupp kaiserlicher Dragoner. —

Die Leute hängen müde und matt auf ihren Säulen; seit drei Tagen haben sie nichts mehr gesehen als verkohlte Häuser, zerstörte Dörfer und hin und wieder zwischen Schutt und Moder gebleichtes Totengebein. Auf den Äckern, die früher Brotgetreide trugen, rauscht der Wind im jungen Holze. — —

Verdrießlich machen sie Halt und lagern in einem lichten Birkenwäldchen. Schmalhans ist längst bei ihnen Küchenmeister, und die Reiter beneiden fast ihre Pferde, die ringsum saftiges Futter genug finden.

Um die Mittagsstunde greifen die ausgefellten Schildwachen einen Bauernknecht, der zwischen den Büschen herumtschleicht.

Als sie dem zitternden Menschen die gespannte Pistole auf die Brust setzen, damit er ihnen angebe, wo sich die Bauern der Gegend mit ihrem Vieh versteckt halten, verrät er ihnen, daß nicht allzu weit von hier zwischen Berg und Wald ein Dorf liege, das bisher vom Kriege verschont geblieben sei. Doch hätten die Bauern Tag und Nacht Posten ausgestellt und seien sehr auf ihrer Hut. Wenn sie ihm das Leben schenken, sei er trotzdem gern bereit, sie unbemerkt an den Ort heranzuführen. Er hätte so wie so eine Rache an seinem früheren Dienstherrn, der ihn als Jungknecht oft genug blutig geschlagen habe, und die möchte er nun fühlen.

Auf versteckten Wegen führt der Judas tatsächlich die Dragoner vor das unglückliche Dorf. Aus den Schornsteinen steigt friedlich der bläuliche Rauch der Herdfeuer; aus den Stellen klingt hin und wieder das gedämpfte Mähen eines Rälbleins oder das metallische Klirren einer Kette. — —

Mit gezogenem Degen galoppierten die Reiter die Dorfstraße hinein und dringen in die stillen Höfe. Den hölzernen Turm des kleinen Kirchleins läßt der Rittmeister in Brand stecken. Wie eine Riesenfackel beleuchtet er nun das entzündliche Lun und Treiben der entmenschten Soldaten.

Die Todesschreie und das Angstgebrüll aus den unteren Höfen scheuchen das Oberdorf aus seiner Ruhe. Frauen, Männer und Kinder springen auf die Wagen, die stets angeschürt im Hofe stehen, hezen zum Gartentor hinaus und verschwinden bald im Dunkel der Wälder.

Die gefangenen Männer werden mit Stößen und Schlägen auf den Anker getrieben und mit Stricken aneinander gebunden.

Aus den Stuben und Kammern aber gelst das Wehgeschrei der mißhandelten Frauen und Mädchen und das rohe Gelächter ihrer Peiniger.

Dann beginnt das Rauben und Plündern. — — —

Etliche der Reiter stürzen in die Ställe, schlachten Kälber und Schweine und fangen an zu siedeln und zu braten, als sollte ein lustig Gastmahl abgehalten werden, andere stürmen beutegierig treppauf, treppab und machen aus Leinwand, Kleidern und allerlei Hausrat große Päck, als wollten sie einen Trödelmarkt aufstun. Einige durchstechen Heu und Stroh mit ihren langen Degen, und wieder andere schütten die weißen Federn aus den Betten und füllen dafür Speck, Würste und Brot hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre.

Öfen und Fenster werden zerschlagen, Teller und Schüsseln fliegen an die Wand und besüden den Boden mit tausend Splittern, Bänke, Tische und Stühle wandern ins Feuer, obgleich im Hofe viele Klasten dürres Holz liegen.

Das brüllende Vieh wird zusammengetrieben, um als gute Beute weggeführt zu werden. — — —

Als das Schwelgen und Prassen, das Zerschlagen und Zerschmettern, das Stehlen und Rauben langsam aufhört, wenden sich die Reiter den gefangenen Bauern zu. Sie sollen angeben, wo sie ihr Geld und Gut vergraben haben. Alle erklären, daß sie arme Leute seien und nichts besäßen. Die Soldaten lachen nur dazu, sie wissen, wie man einen Menschen zum Reden bringt. — —

Den einen legen sie gebunden auf die Erde, stecken ihm ein Sperrholz in den Mund und schütten ihm einen Kübel Mistjauche in den Leib. Das nennen sie den „Schwedischen Trunt“. So lange fahren sie damit fort, bis der Gequälte das Versteck seines Geldes angibt.

Andere werden mit Daumschrauben gefoltert, bis sie reden; einen schlagen sie halbtot, stecken ihn dann in einen mit Stroh gefüllten Backofen und legen Feuer daran. Von den Flammen versengt, vom Rauch halb erstickt, kriecht der Gemarterte durch die Glut herans und fällt auf sein übel verbranntes Gesicht. Er bittet laut schreiend um den Tod; die Henter aber lassen ihn höhnisch lachend mit seinen Schmerzen liegen.

Einem jungen Burschen knebeln sie die Hände auf dem Rücken und ziehen ihm dann mit einer durchlöchernten Mhle ein Koffhaar durch die Zunge. Sobald sie dies ein wenig auf- und abbewegen, spürt der Armste solch grausame Schmerzen, daß er ein Todesgeschrei anhebt. Aber für jeden Schrei erhält er vier Hiebe mit der Knute auf die nackten Waden.

Mehreren andern wird ein knotiges Seil um die Stirn gelegt und mit einem Knebel so gewaltig zusammengedreht, daß den Männern das Blut aus Mund, Nase und Augen herauspringt, so daß sie aussehen wie Beseffene.

Der verräterische Knecht bindet seinem ehemaligen Dienstherrn die Finger ganz fest zusammen, und geigt dann mit einem langen Labestock so lange zwischen Zeige- und Mittelfinger auf und ab, bis die Haut abgeht und das rohe Fleisch allmählich bis auf den Knochen abgeschabt wird. Der Gemarterte springt bald in die Höhe, bald fällt er ohnmächtig auf die Erde, und wenn er einen Schrei ausstößt, schlägt ihn sein Peiniger ins Gesicht, bis ihm ein Pferd und 10 Taler zugesagt sind.

Das alles geschieht mit solch grimmigem Fluchen und Verfluchen, daß einem Christenmenschen die Haare zu Berge stehen müssen. Dem Scholzen des Dorfes schießt ein Dragoner drei Kugeln ins rechte Knie, daß er gleich zu Boden fällt und laut schreit, man möchte ihn doch ganz erschießen. Aber es hilft ihm nichts. Einer der Soldaten packt den rechten Fuß des armen

Teufels und dreht den Schenkel wie eine Garnwinde herum, daß die zersplitterten Knochen knacken. — —

Der scheußliche Anblick verfehlt seine Wirkung nicht. Die übrig geliebten Bauern verprechen ein Lösegeld und werden mit Schlägen und Fußtritten in einen Stall getrieben und dort wohl bewacht. Wohl ein Duzend aber bleibt tot und sterbend liegen. — —

Die Dragoner haben ihr Müttchen gekühlt, ziehen ihre Pferde in die Bauernstuben und schlafen bis in den hellen Morgen.

Eine Abteilung versucht noch in den Wald einzudringen, um die Flüchtlinge aufzuspüren, wird aber mit Musketenkugeln begrüßt und verliert einige Mann.

Da zieht der ganze Trupp los, die Gefangenen und das Vieh werden mitgenommen. In die dürren Strohdächer des Dorfes aber fliegt der Brand, und bald bezeichnen nur noch einige verkohlte Trümmer die Stätte, wo vor dem Menschen lebten und glücklich waren. — —

Die Überlebenden aus dem Walde wagen sich erst den andern Tag in ihr Dorf zurück. Als sie aber die verstümmelten Leichen ihrer Brüder finden, kommt das Entsetzen über Mann und Weib. Sie flüchten wieder in den Wald hinaus und suchen sich einen Schlupfwinkel im tiefsten Dickicht. Ein breites Dornengehege pflanzen sie als Schutzwall um ihr Lager. Ein einziger, versteckter Zugang führt hinein, und der ist Tag und Nacht bewacht.

Nun erst fühlen sie sich sicher. Auf geeigneten Waldbläßen spannen sich Weiber und Kinder vor den Pflug, um Gerste, Erbsen und Linsen anzubauen. Von der Viehherde des Dorfes ist der größere Teil den Dragonern entgangen, weil sich die Tiere auf der Weide befanden. So ist kein Mangel an Milch, Butter und Käse, und der riesige Wald spendet Wild, Pilze, Beeren, Eicheln und Bucheckern in Hülle und Fülle.

Das harte Schicksal macht auch die Herzen der Leute im „Dornenbush“ rau und unbarmherzig.

Wohl bewaffnet ziehen die Männer und Jünglinge öfters hinaus, legen sich in den Hinterhalt und lauern den Soldaten auf. Sie machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, sondern lassen jeden der Bauernkinder über die Klinge springen.

Eines Tages fällt ihnen der verräterische Knecht in die Hände. Da lodert das Rachegefühl bei Männern und Frauen hoch auf. Seine Strafe ist von teuflischer Grausamkeit. Sie stellen ihn nackt an die große Eiche im „Bärengrund“, nageln seine Hände rückwärts an den Stamm und lassen ihn allein.

Der Blutgeruch lockt in der Dunkelheit die Wölfe an. Entsetzlich klingt das Angstgeheul des Totgeweihten zum Lager hinüber, als ihn die Bestien anspringen und sein Fleisch stückweise vom lebendigen Leibe reißen. — —

Alles nimmt einmal ein Ende, und so kommt auch der Friedenstag, an dem die geflüchteten Bauern ohne Scheu auf die alten Höfe zurückkehren dürfen.

Doch, wie wenige finden sich da zusammen. — Tausende deutscher Dörfer bleiben menschenleer und werden nie wieder aufgebaut. Der Flurname „Wüstung“, der so häufig ist, wilde Obstbäume in den heutigen Wäldern und dunkle Sagen bezeichnen noch die Stellen, wo ehemals volkreiche Dörfer blühten.

Der Bauer aber hat in den wilden 30 Jahren sein Wesen gründlich geändert. Von dem alten Stolz und dem früheren Freiheitsdrang ist nichts mehr zu spüren. Ein furchtames, eingeschüchtert Geschlecht baut nun die Äcker und ist froh, wenn es nur ungestört arbeiten und sicher schlafen kann. Fürchterliche Unwissenheit und entsetzlicher Aberglauben machen sich in den Dörfern breit. —

Nun ist gute Zeit für die adligen Grundherrn. Sie schlagen die wüsten Höfe und Äcker einfach zu ihrem „Dominium“, anstatt sie mit neuen Bauern zu besetzen und zwingen die wenigen ansässigen Wirte zu harten Frondiensten auf dem Herrschaftshofe und -felde.

Der rückgratlose Bauer sinkt vor allem östlich der Elbe zum landlosen Leibeigenen, zum Knecht des „gnädigen Herrn“ herab. — —

Die völlige Verflavung der Bauern.

Allergroßmächtigster König und Herr!

Wir, Scholze, Gerichtsleute und die ganze Gemeinde von Ringthal, bitten Ew. Majestät kniefällig, es uns in Gnaden nachsehen zu wollen, wenn wir armen, elenden Leute Hochbero Dhr mit unsern Klagen und Jammern belästigen. Aber es ist an dem, daß wir so nicht mehr weiter leben können, sondern bald gezwungen sein werden, den Bettelstab in die Hand zu nehmen und Ew. Majestät Land zu verlassen. Und ist dies alles erst, seit Ew. Majestät General der Kavallerie Graf v. G. unser Dorf und Gut käuflich an sich gebracht hat.

Zum ersten richtet sich unser Gnädiger Herr nach der „Bauern- und Schäferordnung für das Herzogtum Pommern“, in der es heißt: Die Bauern sind keine Erbzins- oder Pachtleute, sondern an die Scholle gebundene Leibeigene. Danach betrachtet er unsere Höfe, Acker und Wiesen als sein Eigentum, mit dem er nach Gutdünken umgehen kann. Hat darum einen Wirt ohne sichtlichen Grund von seinem Hofe gejagt und einen fremden darauf gesetzt. Wir aber wissen von unseren Vorfahren, daß wir einst freie Bauern gewesen sind auf freiem Grund und Boden und in nichts der Herrschaft unterstanden haben.

Zum zweiten sind wir wohl der Hörigkeit unterworfen, haben es aber noch nie so gespürt wie jetzt: Will ein Wirt in ein ander Dorf heiraten, verlangt der Herr Graf nicht nur das übliche „Abfahrtsgehd“, sondern auch den zehnten Teil der beweglichen Habe; was vorher nie gewesen ist. Unsere Kinder müssen 3 Jahre auf dem Hofe dienen. Herr Graf aber hält sie oft 4—6 Jahre zurück, damit er sein überflüssiges Gefinde für gut fremden Herrschaften vermieten kann. Die Hofekost ist so elend, daß niemand davon leben kann, ohne zu stehlen. Das übliche Lohn ist dazu geringer als bei den Bauern. Einen Gärtnersohn, der studieren sollte, weil er einen guten Kopf gehabt, hat der gnädige Herr zum Schafhirten gemacht, obwohl selbst unser Herr Pfarrer inständig für ihn gebeten. Wenn jemand die Heiratserlaubnis bei ihm nachsucht, muß er meist das Doppelte der Taxe dafür bezahlen, oder er erhält sie gar nicht. Am meisten hat uns endlich bedrückt, daß unser Herr Graf zwei Gärtnere des Dorfes in den Koseler Kreis verkauft hat, wie man ein Stück Vieh verkauft. Zur Nachtzeit hat man die armen Menschen mit ihren Weibern und Kindern aus den Betten gerissen, an die Wagenleitern gebunden und trotz ihres erbärmlichen Jammers und Schreiens hinweggeführt. — —

Zum dritten seufzen wir unter äußerstem Druck und Glend, all-dieweil unsere gnädige Herrschaft die schuldigen Spanndienste der Untertanen unendlich vermehrt hat. Vordem machten sie wöchentlich 2 Tage aus, nun sind sie „ungemessen“, und wir müssen anspannen, wenn es der herrschaftliche Schaffer verlangt, so daß wir unsere eignen Acker gar nicht oder höchstens zur Nachtzeit bestellen und abernten können. Der Graf hat nicht nur den größten Teil des schönen Eichwaldes schlagen lassen und zu Ackerland gemacht, sondern auch während des letzten Krieges vier mühte Bauernstellen eingezogen und zu seinem Gut geschlagen. So müssen wir heut weit mehr Ackerbeete bearbeiten als unsere Väter verpflichtet waren. Die königlichen Auflagen und Steuern von den vier „gelegten“ Stellen aber müssen wir übrigen Wirte mit aufbringen, da Herr Graf dazu keinen Heller gibt, obwohl er doch die Nutzung hat. — Vordem entrichteten die Bauern dem Dominium nur Grundzinsen, Geispinste und Eier; Herr General fordert auch ein Paar

Hühner und eine Schweineschulter, wie es im polnischen Oberschlesien üblich ist. Die Gärtner drohen früher der Herrschaft für den 17. Schefel, nun für den 21., so daß sie auf ehrliche Weise dabei nicht bestehen können; um so mehr, da ihnen auch das Holzlesen im herrschaftlichen Walde nun streng untersagt ist. — —

Zum vierten müssen wir Ew. Majestät beweglich klagen, daß uns der Herr Graf nicht als Menschen ansieht, sondern nur „Canaille“ nennt, uns bei dem geringsten Versehen durch seine Schaffer mit Drahtpeitschen und Lederkantschus grausam verprügeln läßt. Auch müssen wir tagelang im „Halseisen“ stehen, werden krummgeschossen oder müssen öffentlich auf dem „Polnischen Esel“ reiten, was uns an unsern Ehren und guten Leumund zum merklichen Schaden gereicht. Haben bei Ew. Maj. Gerichten schon vor 3 Jahren gegen solche Übergriffe Klage erhoben, viel Geld an Richter und Advokaten gewandt, können aber nie zu einem Urtheil kommen, sondern werden vertröstet und an der Nase herumgezogen. — —

Summa Summarum wissen wir fast nicht mehr, ob wir in einem christlichen Lande oder unter heidnischen Türken und Tataren leben. Bitten darum Ew. Maj. als unsern allergnädigsten und grundgütigen Landesherren, unser offenes Elend zu bedenken und uns zu unsern verlorenen Rechte in Gnaden zu verhelfen.

Actum, den 17. 10. 1768.

Scholze, Gerichte und ganze Gemeinde
von Ringthal.

Die Fesseln fallen.

Freiherr vom Stein. Mit geradezu teuflischem Haß hat Napoleon durch den Frieden zu Tilsit das alte Preußen in Trümmer geschlagen. Doch der schmählige Zusammenbruch machte auch die Kräfte frei, die einen neuen Staat aufbauen sollten. Freiherr vom Stein, ein geborener Hesse, trat an die Seite des schwachen Königs, Friedrich Wilhelms III. Er erträumte ein besseres Preußen, in dem alle Stände in gemeinsamer Arbeit dem Vaterlande dienen sollten. Breite und feste Grundlage dieses zukünftigen Reiches aber konnte nur der bisher verachtete und geknechtete Bauer sein, aber ein freier Bauer auf freiem Grund und Boden. Darum bestimmte schon Steins berühmtes Edikt vom 9. 10. 1807: Nach dem Martinitage 1811 gibt es nur noch freie Bauern, neue Untertänigkeit kann nicht mehr entstehen. Damit war die Hörigkeit abgeschafft, der Bauer durfte jetzt über sich und seine Familie wieder verfügen. Ehe Stein den nächsten Schritt — die Befreiung der Bauern von Frondiensten und Grundlasten — tun konnte, wurde er von seinem Könige entlassen. Der ichsüchtige preußische Adel wollte sein altes Nichtstuerleben auf Kosten der Untertanen auf keinen Fall aufgeben und hatte in blindem Hasse den unbehaglichen Minister verleumdete und an die Franzosen verraten. — —

Fürst von Hardenberg. Steins Nachfolger wurde der Staatsminister von Hardenberg, ein Mann, der nicht bloß stark an Juden verschuldet war, sondern auch ganz auf Seite der Junker stand. Er hat darum das große Werk der Steinschen Bauernbefreiung verfälscht und verwässert. Durch seine Erlasse von 1811 und 1816 gab er dem Bauer die Möglichkeit, seine Frondienste und Lasten durch freiwillige Landabtretung an den Gutsherrn abzulösen. 3200 000 Morgen Bauernacker kamen so in die Hände der schmunzelnden Junker, das ist eine Fläche,

auf der 50—60 000 Familien ihr Auskommen finden konnten. Noch übler wirkte sich aus, daß Hardenberg die unbegrenzte Verschuldung der Bauerngüter zuließ. Geld hatten damals nur die Juden und Großgrundbesitzer. Bei denen borgte der gutgläubige Wirt. Wenn er in den schweren Zeiten die Hypothekenzinsen nicht zahlen konnte, dann schnürten ihm die unerbittlichen Gläubiger die Kehle zu. Zwangsversteigerungen von Bauernhöfen wurden damals ganz allgemein. Vor allem in Hessen und Schlesien setzte ein geradezu räuberisches, von jüdischen Vieh- und Kornhändlern geleitetes Güterschlagen ein. Von der Sklaverei der Gutsherren waren die Bauern befreit, aber nun sezuzten sie in der noch schlimmeren Knechtschaft des jüdischen Kapitals. Die enteigneten Bauern zogen grollend in die aufblühenden Städte und bildeten dort den Vortrupp der späteren Sozialdemokratie, oder wanderten zu Zehntausenden nach Amerika aus, was einem bedauernswerten Verlust besten deutschen Blutes gleichkommt. Nur im deutschen Nordwesten, wo das alte Anerbengesetz lebendig geblieben war, oder wo das aufblühende Genossenschaftswesen rechtzeitig den Zinswucher unterband, machten sich die üblen Folgen der Hardenbergschen Bauernbefreiung weniger bemerkbar. — —

Der Bauer wird Landwirt.

Klaus Wienecke, der alte Auszügler, sitzt vergnüglich vor seiner Haustür, bläst den Rauch seiner Stummelpfeife durch die grünen Weinranken der Laube und zählt Erntefuder, die seit Stunden hochbeladen zum Tore hereinschwanken. —

„Geitern 24, heut 11 und s' ist noch nicht Mittag. Das sind schon 35 Fuder Weizen, und s' werden wohl an die 50 werden“, grübelte er vor sich hin. „Sa, so war's früher freilich nicht. Da brauchte die Scheune noch nicht den neuen Anbau, da langte der Platz zu für jede Ernte. Aber das ist eben der künstliche Dünger. Und der Junge kennt sich damit aus. Er war ja auch auf Winterschule. Und die vielen Maschinen im Hof, die helfen wohl auch mit.“

Der Briefträger radelt zum Hofetor herein und unterbricht die Gedankengänge des Alten. „Guten Morgen! Hier die Zeitungen und drei Schreiben für den jungen Herrn!“

Klaus Wienecke bedankt sich und versucht die Anschriften der Briefe zu entziffern. „Herrn Landwirt Hans Wienecke“ liest er und auf dem andern gar: „Herrn Ökonom Hans Wienecke.“ — — „Ökonom“, brummt er verdrießlich vor sich hin. „Natürlich, Bauer, das ist dem jungen Volk nicht fein genug.“ —

Eben kommt der Sohn mit einem neuen Fuder zum Tore herein. Als er den Alten erblickt, macht er Halt und springt vom Sattelpferd. Den Gäulen flockt der Schaum unter den Gurten hervor. Der junge Bauer wischt sich über das sonnenbraune Gesicht und lacht: „Ihr habt's gut, Vater. Sigt hübsch kühl und braucht euch nicht zu ärgern!“ — —

„So, so, ich habe keinen Arger, Herr Ökonom“, und damit hält er ihm den Brief vors Gesicht. „500 Jahre sitzen die Wienecke auf dem Hof und nannten sich „Bauer“. Und dieser Name war ein Ehrentitel. Ihr junges Volk aber schämt euch, Bauer zu heißen, es ist euch nicht fein genug.“ — —

Da wird auch der Junge ernst und spricht: „Vater, das versteht ihr Alten nicht. Es ist jetzt eine neue Zeit. Ihr habt eigentlich umsonst gewirtschaftet; denn was ihr euch erspartet, das mußtet ihr euch am Essen und Trinken und an der Kleidung abdarben. Wir aber arbeiten „intensiv“, d. h. holen den größtmöglichen Gewinn heraus. Mir ist der Hof

nur ein Geschäft, genau so wie der Laden für den Kaufmann. Große Ernten, gute Preise für Getreide und Vieh und niedrige Löhne, da kommt man zu was. Der beste Wirt ist derjenige, der am Jahresende die meisten Taler übrig gemacht hat. Und wenn ich genug habe, dann verkaufe ich die Klitsche zu gutem Preise und ziehe in die Stadt. Mein Junge soll sich nicht so abarbeiten wie Ihr und ich. Und wenn die Wienecke 1000 Jahre auf dem Hof gefessen haben, das soll mich wenig rühren." — —

Damit geht er und läßt den Alten mit seinen Gedanken allein. „Neue Zeit?“ Wahrhaftig, man spürt sie überall. Man braucht nur hinüberzusehn ins neue Wohnhaus. Wo ist der alte, gediegene Hausrat der Väter? Die Eichentische, die buntbemalten Truhen, das viele Zinn? Verschleudert, verkauft oder in der Kumpelkammer. Dafür macht sich Fabrikware und städtischer Kitsch breit. Die Frauen haben die alten schönen Trachten längst abgelegt und kleiden sich in modischen Firtlesanz, der ihnen schlecht zu Gesicht steht.

Wo ist der alte, trauliche Zauber des Bauernhofes. Ehedem blieb ein Großknecht sein ganzes Leben auf demselben Hof und sprach nur von unserem Getreide, unseren Pferden usw. Nun wechselt das Gesinde jedes Jahr. Der Bauer hält sich von den Leuten fern. Er speist allein mit seiner Familie in der guten Stube, das Gesinde ist ohne Aufsicht in der Küche. Am Sonntag läßt der „Herr“ anspannen und fährt zur nahen Stadt. Da gibts Theater, Kinos, Konzerte und feine Gasthöfe. Das Gesinde bleibt auch nicht zu Hause, sondern sucht die Tanzböden der Stadt und ihre vielfältigen Vergnügungen auf.

Warum auch nicht! Im Dorfe ist es langweilig geworden. Ja, früher begleiteten fröhliche Sitten und sinnvolle Bräuche den Kreislauf des Jahres und flochten Rosen der Freude in das ewige Einerlei der Werkeltage. Seit sich zwischen Bauernkinder und Gesinde eine trennende Kluft aufgetan hat, sind der Tanz unter der Linde, Maienlust und Erntejubel in Vergessenheit geraten. — — —

Klaus Wienecke nickt mit dem Kopfe. „Ja, ja, es war früher alles ärmllicher und einfacher als jetzt, aber dafür traulicher, gehaltvoller und gediegener. Weiß Gott, wohin die Herren Landwirte mit ihrer neuen Zeit kommen werden? Gut, daß man's nicht erlebt!“ — — —

Schluß.

Mancherlei Anzeichen, die wenig Gutes für die Zukunft erhoffen ließen, hat Klaus Wienecke von seinem Hofe aus beobachtet, doch die fürchterlichste Gefahr, die unserm Volke drohte, blieb seinen Augen verborgen.

Die zunehmende Verstädterung bedeutete Abnahme der Geburtenzahl. Bald überwogen in den Städten die Todesfälle alle Zugänge; das Sterben unseres Volkes setzte ein.

Nur draußen auf dem Lande herrschten gesündere Verhältnisse, in den Bauernhöfen überwog immer noch die Zahl der Neugeborenen die der Sterbenden; der Bauer bewährte sich als die letzte Lebensquelle des deutschen Volkes. Man hätte ihn und seinen Hof deswegen hegen und schützen sollen.

Was aber taten die kurzsichtigen Staatsmänner der Nachkriegszeit? Durch ungerechten, übermäßigen Steuerdruck trieben sie ihn vielfach von seinem ererbten Hof, oder sahen wenigstens ungerührt zu, wie er immer mehr verelendete.

Nur ein Wunder vermochte das sterbende Deutschland zu retten, und dieses Wunder kam mit Adolf Hitler, dem Vorkämpfer des Staatsgedankens von Blut und Boden. — — —